

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 85 (1981)
Heft: 9

Artikel: Musizieren mit geistig schwer Behinderten : Erfahrung aus dem Wagerenhof bei Zürich
Autor: Hagmann, Thomas / Bächli, Gerda
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-318049>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Musizieren mit geistig schwer Behinderten

Erfahrung aus dem Wagerenhof bei Zürich

Aus dem Buch «Zur Pädagogik geistig Behinderter»
Hrsg. Thomas Hagmann, Verlag der Schweizerischen Zentralstelle
für Heilpädagogik, Luzern (gekürzt)

Das Recht auf zwischenmenschliche Beziehungen

Auch der geistig schwer Behinderte darf von uns Mitmenschen nicht allein gelassen werden. Er ist zwar nicht in der Lage, selbst eine tragfähige Beziehung aufzubauen, kann aber Zuwendung erwidern, wenn wir uns bemühen, einen Zugang zu ihm zu finden. Dieses Bemühen ist oft äusserst erschwert

– durch seine Unfähigkeit, sich in einer uns geläufigen Art auszudrücken,

oder anders gesehen:

– durch unsere Unfähigkeit, seine Signale zu verstehen.

Indem wir voneinander lernen, muss eine Sprache gefunden werden, in der wir uns verständigen können. – Musik kann eine solche Sprache sein.

Musik als Sprache

«Das, was mir eine Musik ausspricht, die ich liebe, sind nicht zu unbestimmte Gedanken, um sie in Worte zu fassen, sondern zu bestimmte» (Felix Mendelssohn).

Musik ist eine sehr präzise Sprache, obschon sie nicht in Worte übersetzbar ist. Sie richtet sich nicht an unseren Intellekt, nicht an unsere Fähigkeit, analytisch zu denken, sondern an denjenigen Teil unseres Wesens, der ganzheitlich empfindet, sendet aber sehr deutliche, differenzierte Botschaft aus. Die Bereiche, die sie empfangen, sind bei unseren Behinderten fast immer intakt, ja sehr oft verfügen sie über weit empfindlichere Antennen als wir, die wir gewohnt sind, uns auf Begriffliches abzustützen. Das zeigt sich bereits bei der gesprochenen Sprache. Auch Pfleglinge, welche Wörter nicht verstehen, ziehen oft erstaunlich genaue Schlüsse aus der Art unseres Sprechens, d. h. aus unserer Stimmlage, unserem Tonfall, unserer Sprachmelodie, einer verzögernden Pause. Das sind alles musikalische Qualitäten: Sprechen ist für sie, so betrachtet, bereits eine sehr komplizierte, sehr subtile Form von «Musik».

Parallel dazu wird Einfacheres angeboten: der dunkle Klang einer Holzblocktrommel, das Bimmeln einer Glocke, ein Triangelschlag sucht Aufmerksamkeit zu erregen, möchte ein Kind zu einem ersten bewussten Hinhören auffordern, ihm sagen, dass da jemand Kontakt mit ihm aufnehmen will. Auch das ist ein Ansprechen mit Hilfe der Musik.

Es dauert oft lange, bei unseren Schwächsten Wochen und Monate, bis auf solche Versuche eine Reaktion wahrgenommen werden kann. Dieses Warten auf Antwort ist um so schwerer zu ertragen, als wir immer wieder zweifeln, ob die Art unserer Kontaktsuche auch die richtige war. Man kann schwerstbehinderte Kinder mit Klängen auch quälen, kann eine latente Bereitschaft in Abwehr

verwandeln. In diesem Stadium ist es schwierig, nichts in Zufalls-
äusserungen hinein zu interpretieren, nur immer anzubieten und
zu beobachten, konzentriert, aber nicht fordernd, zugewendet, aber
so, dass dem schwachen Gegenüber jede Freiheit bleibt. Einzelför-
derungslehrer und Pflegerinnen, die solches leisten, sind jeweils
erschöpft vom Nicht-Tun. Wenn dann – endlich – Antwort kommt,
klare positive Antwort, ist nicht nur mit dem Kind etwas gesche-
hen, auch der Erzieher hat sich verwandelt. Es sind ihm unsichtbare
Fühler gewachsen, mit denen er das Kind vor ihm begreift. Und
nicht selten merkt er dann, dass die Antwort, auf die er so beharr-
lich wartete, schon immer gegeben wurde, dass es an ihm lag, sie zu
bemerken und deuten zu lernen, dass jetzt, wo er sie versteht, auch
Verständigung möglich ist über einen Klang, eine Berührung, einen
Blick.

Wo bei einem weniger schwer Geschädigten Sprachverständnis
oder eigene Sprache vorhanden ist, ist der Wortschatz meist mini-
mal und auf Primitives beschränkt. Auch da kann Musik helfen,
kann es einem Behinderten ermöglichen, feine, differenziertere
Dinge auszudrücken, die er im Wort nicht fassen kann.

Das musikalische Vokabular

Der Begriff «Musik» ist sehr weit zu fassen; immer wieder zerlegen
wir das, was im allgemeinen unter «Musik» verstanden wird, in seine
Elemente und wenden diese auch einzeln an. *Klangfarbe* (auch von
Geräuschen) und *Rhythmus* (oft nur eben in Form des Metrums,
des Grundschlages) sind für uns die wichtigsten musikalischen Pa-
rameter; auf sie sprechen sozusagen alle unsere Behinderten an.
Sehr viele erkennen und behalten auch *Melodien*, was bereits eine
geistige Leistung ist: eine Melodie verläuft in der Zeit, ihr zu folgen
setzt Erinnerungsvermögen voraus. *Harmonisches* wird nur in
Ausnahmefällen zur Kenntnis genommen. So sind wir z. B. längst
daran gewöhnt, dass auch unsere musikalisch Begabtesten plötzlich
irgendein Instrument ergreifen und Lieder, die sie rhythmisch und
melodisch durchaus richtig erfassen und wiedergeben, mit dem erst-
besten Zufallsakkord begleiten, ohne dass es sie stört.

Gemeinsame Freude

Wenn wir trotzdem auf Zusammenklänge achten (sie müssen aber
nicht tonal sein), tun wir dies unseretwegen. Denn es ist wichtig,
dass auch wir Erzieher uns wohlfühlen. Es geht ja nicht darum,
gleichsam von höherer Warte aus einem Behinderten die ihm be-
kömmlichen Klänge zu verabreichen: wir wollen zusammen musi-
zieren, etwas tun, was beiden Teilen Freude macht.

Es gibt auch keine Musik, die speziell für geistig Behinderte ein-
zusetzen wäre. Jede Musik, die zwischen uns und ihnen Brücken
schlägt, ist die richtige, welcher Richtung sie auch angehört: Bach
oder Rock, Pentatonik oder Dreiklänge, Geräuschfolgen oder Kin-
derlieder, Komponiertes oder Improvisiertes. Wichtig ist, dass wir
dem in seinen Möglichkeiten eingeschränkten Partner dort bege-
gen, wo er ansprechbar ist. Und da wir in diesem Miteinander die
Beweglicheren sind (oder sein sollten), ist es unsere Aufgabe, in uns
das Interesse und die Freude an möglichst allen Arten von Musik zu
entwickeln, um bereit zu sein für unser gemeinsames Tun.

Das gilt vor allem dort, wo der Behinderte durch das Leben im Heim
oder in der Familie bereits musikalisch vorgeprägt ist, insbesondere

auch für das Musizieren mit geistig behinderten Erwachsenen, bei denen oft Lieder aus früheren, bildbareren Jahren eine Rolle spielen, und die man über ihre Erinnerungen erreichen möchte. Von unseren Jüngsten aber und von den Schwachen auf den Pflegeabteilungen dürfen wir wieder lernen, was ein einzelner Gongschlag oder das Rollen einer Kugel bedeuten kann. In einer Welt, wo Musik planmässig als stimmungs- und verkaufsfördernder Background eingesetzt wird und auch der im Grund Uninteressierte durch einen Knopfdruck jederzeit über sie verfügt, erleben wir mit ihnen und durch sie, welche Faszination von einem Einzelklang ausgeht, wenn er von Erwartung und Stille umgeben ist. Diese Stille zu schaffen, gehört mit zur Aufgabe aller, die musikalische Mittel einsetzen: Pausen sind ein wesentlicher Teil der Musik.

Stille

«... daher ist es unser erstes Anliegen, das Kind über seine Sinne zu erreichen» (Maria Montessori).

Mit allen Sinnen

Kontakt wird hergestellt über die Sinne, sie sollen geweckt, geschärft, verfeinert werden; Sinnesschulung ist wiederum nur möglich, wo Kontakt vorhanden ist. So muss alles gleichzeitig geschehen, eins fliesst ins andere über und es ist an uns, dafür zu sorgen, dass aus dem Kreis eine Spirale wird, deren engste Windungen sich um das Wesentliche, die Beziehung, drehen, während in immer grösseren Ringen mehr und mehr Aussenwelt mit einbezogen werden kann.

Es wäre absurd, aus solchem Drehen und Kreisen einen festumrissenen Sektor, etwa in der Musik das rein Auditive, heraustrennen zu wollen. Auch wenn wir Akustisches als Schwerpunkt wählten, werden andere Sinne grundsätzlich mit einbezogen. Sich am Glitzern der Zimbeln freuen, eine Flöte in den Mund stecken, die Vibrationen eines Paukenfells spüren, mit der Hand über Saiten streichen, den besonderen Geruch von Geigenlack einatmen – all das gehört mit zum Musikmachen, auch wenn der normale Konzertbesucher dafür kein Organ mehr hat.

Vibration

Eine besondere Stellung nimmt bei unserem Musizieren der Vibrationssinn, den man wohl dem Tastsinn zuordnen müsste, ein. Menschen mit intensiver geistiger Behinderung nehmen die Metapher von der erschütternden Wirkung der Musik wörtlich, «hören» mit Kinn, Stirn und Backenknochen, mit Knien und Ellbogen, ja selbst mit den Zähnen mit. Bei der Kantele, einem Zupfinstrument, das lange nachklingt, pressen sie die Seitenwände, die Zargen, gegen ihre Körpermitte und fühlen so die Schwingungen mit dem Zwerchfell, was deutlich als besonders angenehm empfunden wird.

Wird ein grosses Becken mit weichem Klöppel über dem Kopf angeschlagen, hüllen uns vielerlei Teil- und Kombinationstöne wie in einen Mantel ein. Obwohl man die Wirkungen von Klang nicht verallgemeinern sollte (und entgegen mancherlei Lehrbüchern nach unserer Erfahrung auch nicht berechnen kann), ist doch bei sehr vielen Behinderten eindeutig Entspannung zu beobachten. Viele, die sonst zusammengesunken im Rollstuhl kauern, richten sich locker auf. Claudia, bewegungsgestört und unsicher, ja überängstlich, machte unter einer solchen beschützenden Klangglocke ihre ersten selbständigen Gehversuche.

Lotti ist nicht etwa schwerhörig. Sie beisst in den klingenden Stab, um die Vibration an Lippen und Zähnen zu spüren, weil sie das Bedürfnis hat, den Klang auf jede Weise in sich aufzunehmen, jedes Instrument genau zu betrachten, es zu beriechen, zu betasten, vielleicht sogar abzulecken und eben vor allem, sich von den Schwingungen durchzittern zu lassen. Hat sie nicht recht? Meint die Musik nicht immer den ganzen Menschen? Wieso haben unsere Jugendlichen in den Discos die Phonstärke ihrer gruppenspezifischen Musik bis zur Hörschadengrenze hinaufgetrieben, wenn nicht deshalb, weil sie mit ihren gesunden, aber offenbar doch abgestumpften Sinnen das gleiche empfinden wollen wie dieses Kind?

Wo viele Sinneseindrücke zusammenstimmen, entsteht Stimmung, Atmosphäre. Bei aller Liebe zur Musik ist das Leitbild, nach dem wir uns ausrichten, letztlich nicht der Musiker, jedenfalls nicht der hochspezialisierte Könnler auf dem Instrument. Der Inbegriff dessen, was wir erreichen können, ist vielmehr die Geborgenheit, die ein kleines Kind empfindet, wenn die Mutter es abends noch einmal in den Arm nimmt, wiegend auf- und abgeht und leise singt: Klang, Berührung, Bewegung, Geruch und Wärme verschmelzen zum Ausdruck ihrer Gegenwart. Die Pflegerin, die für eines ihrer Kinder während des Wickelns oder Anziehens ein paar Töne summt, ist diesem Ideal unter Umständen näher als eine beziehungslose Fachkraft, die am Kind ein an sich nützliches Musikprogramm zu verwirklichen sucht.

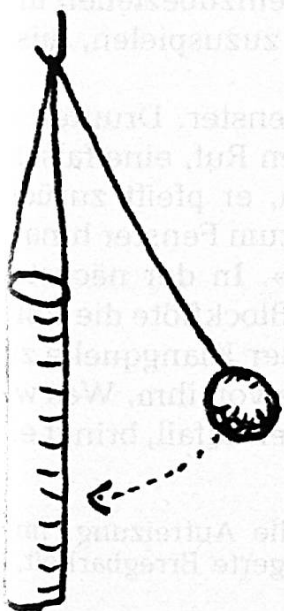
Das heisst nicht, dass wir mit unserem Musizieren nur Atmosphäre schaffen wollen. Ist der Grund gelegt, gilt es, Musik ganz gezielt einzusetzen, sei es zur Förderung der Motorik, als Sozialisierungsübung oder im Bereich schulischen Lernens.

Musik und Motorik

«Motorik ist immer zugleich auch Psychomotorik, Ausdruck unseres Erlebens und unserer Persönlichkeit» (Gerhart Harrer).

Dass psychisches Erleben sich auf die Spannungsverhältnisse unserer Muskeln auswirkt, ist uns geläufig: Zum Schreck gehört das Erstarren, zur Freude die Gelöstheit, zur Wut das gespannte Ausgerichtetsein nach vorn. Als Ergänzung dazu gewinnt die Vorstellung, dass Muskelkontraktionen nicht nur eine Begleiterscheinung, sondern auch eine wesentliche Bedingung für das Zustandekommen von vielen (allen?) psychischen Vorgängen sind, immer mehr an Bedeutung. Motorik ist auch in diesem Sinn Psychomotorik. Musik will motorisches Gestörtsein von der Erlebnisseite her angehen und so die Bemühungen der Physiotherapie unterstützen. Das beginnt beim eigenen Musizieren. In die Hände klatschen, Trommelschlegel schwingen, mit dem Bogen weitausholend über Saiten streichen sind gezielte, geordnete, oft wiederholte Bewegungen, deren Sinn dem Behinderten ohne weiteres einleuchtet. Ein Xylophon klingt nur, wenn die Klöppel locker gehalten werden: was Entspannung bewirkt, wird hier unmittelbar erlebt. Seit kurzem setzen wir ein eigenes Musikinstrument ein, mit dessen Hilfe Greifen und Loslassen geübt wird.

Holzkugel und Röhrenglocke sind am gleichen Punkt aufgehängt. Gelingt es dem Kind, die Kugel loszulassen, so trifft sie auf die Messingröhre und ein schöner, voller Glockenklang belohnt es für seine Anstrengung.



Den Bewegungen beim Musizieren entsprechen Bewegungen zu Musik. Musik kann Verkrampfte lockern, Antriebsschwache stimulieren («Musik, die in die Beine fährt»), Erethische* dämpfen. Und immer wieder erfahren wir, dass dies in einer Gruppe verschiedenen Behinderter sogar gleichzeitig und mit denselben Klängen geschehen kann. Indem wir uns unwillkürlich auf ein und den selben Rhythmus einschwingen, gleicht sich Ungleiches aus, harmonisieren sich die Bewegungen jedes einzelnen und der Gruppe.

Neuere Experimente zeigen, dass selbst da, wo ein Mensch äusserlich vollkommen unbewegt einer tänzerischen Musik zuhört, seine Muskeln reagieren. Wer mit Schwerbehinderten umgeht, ist erleichtert über diese Feststellung: so haben also auch sie körperlich teil am Tanz. Es ist an uns, dieses innere Bewegtsein (und es ist richtig und gut, dass der Ausdruck sowohl diese minimalen Muskelreaktionen als auch die Emotionen meint) durch äussere Bewegung zu unterstützen, so gut es geht. Wer im Rollstuhl sitzt, kann vielleicht noch mit Armen und Oberkörper tanzen, wer sich nicht allein bewegen kann, sollte ab und zu rhythmisch zur Musik bewegt werden: Jeder hat ein Anrecht darauf, die Einheit von Musik und Bewegung am eigenen Leib so intensiv zu erfahren, wie das nur irgend möglich ist. Man kann auch im Takt schaukeln: Seit einiger Zeit verwenden wir dazu Hängematten, die an den Ringen unseres Rhythmikraums befestigt werden, so sind grosse, weite Schwünge möglich, denen sich die Musik anpasst.

Musik und Sozialisierung

Schlage leise an eine Zimbel und halte sie der Nachbarin ans Ohr. Schenke ihr einen Klang. Er ist körperlos, flüchtig, leichter wegzugeben als ein Apfel oder eine Zeichnung. Eine erste Übung in der Kunst des Schenkens.

Musikalische Sozialisierungs- übungen im Einzelunterricht

Ein Beispiel

Walti wird in die Musiktherapie geschickt, um den Wechsel von Frage und Antwort begreifen zu lernen. Wir sitzen nebeneinander am Klavier, einem Instrument, das Walti besonders liebt. Schlägt er einige hohe Töne an, antworte ich Entsprechendes in meiner Tonlage, umgekehrt versuche ich, durch kurze, prägnante Motive eine musikalische Reaktion bei ihm hervorzurufen. Das oft Bewährte versagt: obschon Walti sich deutlich Mühe gibt, errät er nicht, was ich von ihm will. Auch ein Versuch, den Raum einzubeziehen und einander erst einen Ball, dann Triangelschläge zuzuspielen, misslingt.

Nach einem Gewitter stehen wir am offenen Fenster. Drunten in der Volière wiederholt ein Vogel dauernd seinen Ruf, eine falsche Quart. Ich hole mein Piccolo und imitiere ihn, er pfeift zurück. Plötzlich begreift Walti: er deutet abwechselnd zum Fenster hinaus und auf mein Instrument, «jetzt er – jetzt du». In der nächsten Musikstunde übernimmt eine Kollegin mit der Blockflöte die Rolle des Vogels. Wieder dreht sich Walti jedesmal der Klangquelle zu. Zwei Wochen später kommt die Antwort bereits von ihm. Was wir in wochenlanger Arbeit nicht schafften, bringt der Zufall, bringt ein kleiner Vogel in wenigen Minuten zustande.

* Erethismus: griechisch *erethismós* = das Reizen, die Aufreizung. Im Heutigen therapeutischen Sinne = krankhaft gesteigerte Erregbarkeit, Reizbarkeit.

Der Übergang von der Einzelförderung zur Gruppe

Dieser Übergang ist für das Kind wie für den Erzieher schwierig und alle müssen helfen, ihn zu bewältigen. Von der Musik her bietet sich folgende Möglichkeit:

Wir haben eine Musikgruppe der Einzelförderungslehrer gebildet. Wer ein Kind an der Schwelle zur Gruppenfähigkeit betreut, kommt mit ihm zusammen zur wöchentlichen Musikstunde. Im Kreis sitzen abwechselnd ein Erzieher und ein Kind. Wir singen zusammen, geben einander die Hand und taktieren leicht dazu, um einander im gemeinsamen Rhythmus auch zu spüren; oft werden auch Rasseln, Schlaghölzchen, Handtrommeln eingesetzt. So erlebt das Kind die Gruppe, hat aber seine Bezugsperson als Stütze neben sich. Musikalisch haben wir ein festes Programm, das Halt bietet. Wir sind aber jederzeit bereit, diesen Ablauf zu unterbrechen, wenn ein Kontakt sich anbahnt und z. B. ein Kind aufsteht und zu einem anderen geht, um es anzusehen oder anzufassen. Wir haben auch die Möglichkeit, den Platz zu tauschen, so dass der Behinderte nicht mehr neben dem eigenen Erzieher sitzt, sondern ihm gegenüber, einem anderen Erwachsenen die Hand gibt usw. usw.

Das Aufgebot an Erwachsenen ist in dieser Musikstunde sehr gross, dürfte aber zu verantworten sein: Gelingt es, ein Kind dahin zu bringen, dass es sich in einer Gruppe wohlfühlt, wird an Personal leicht wieder eingespart, was wir hier während kurzer Zeit verschwenderisch einsetzen. Sehen wir einmal davon ab, dass sich bei unseren Behinderten jeder ehrliche Einsatz in irgendeiner Weise positiv auswirkt, «lohnt» es sich also auch in personeller und finanzieller Hinsicht.

Musikalische Sozialisierungsübungen in der Gruppe

Das Zusammenspiel in einer Gruppe verlangt, dass man aufeinander hört und Rücksicht nimmt. Musizieren ist im Kern schon sozial: Während man gleichzeitig malen, basteln und sogar tanzen kann, ohne voneinander Notiz zu nehmen, kann man im selben Raum nur entweder miteinander oder gegeneinander musizieren, wobei auch Stören und Gestörtwerden eine Form der Beziehung ist.

Die beliebteste und häufigste Sozialisierungsübung ist wohl das gemeinsame Singen, die differenzierteste die freie Gruppenimprovisation. Hier hängt alles an der Einfühlsgabe jedes Mitspielers. Gefordert wird Mut zum Solo, die Bereitschaft, Führungsaufgaben zu übernehmen, aber auch sie wieder abzugeben, sich begleitend unterzuordnen, zu pausieren, den gemeinsamen Schluss zu erspüren. Selbst in Berufsmusikergruppen, die auf Kollektivimprovisationen spezialisiert sind, gelingt das nicht immer. Kein Wunder, wenn auch unsere musikalisch begabtesten Behinderten ein freies Gruppenmusizieren nur andeutungsweise und punktuell zustande bringen.

Daher geht es bei der Mehrzahl unserer Musik-Spiele darum, das gemeinsame Tun durch Signale und Spielregeln zu ordnen. Es mag befremden, dass man etwas, was eigentlich als spontane Äusserung eines Gefühls gedacht ist, in Regeln zwingt. Für viele Antriebschwache gibt jedoch gerade die Spielregel den Anstoss, sich überhaupt zu äussern. Nach Piaget gibt es bekanntlich ein Alter der Regelspiele; der Grossteil unserer geistig Behinderten, ob jung oder alt, scheint in dieser Phase zu sein. Eine einfache Spielregel gibt ihnen nicht nur Sicherheit, sie macht ihnen auch Freude, ist ein Wert an sich, etwas was sie überschauen und besitzen.

Übrigens geht es bei diesen Regelungen kaum je um die Musik und ihre Gesetze, sondern eben um Gruppenverhalten. Das beginnt beim «schön der Reihe nach» Klatschen und endet bei Schwierigem, etwa der Aufgabe, spielbereit, aber entspannt und geduldig einem Kameraden zuzuhören, der mit Improvisieren nicht recht aufhören mag. Spielregeln sollten flexibel gehandhabt werden. Das Fernziel bleibt, dass sie überflüssig werden und sich selbst auflösen. Aber dahin ist für behinderte und nichtbehinderte Spieler der Weg oft zu weit.

Rollende Glasmurmeln in einem Tamburin, das seinerseits von Hand zu Hand wandert. Nehmen – kreisen lassen – weitergeben. Und dabei sorgsam darauf achten, dass die Bewegung der Kugeln nie abreißt, da durch ihre Kontinuität die Gruppe zusammengehalten wird, während das sie begleitende Geräusch in seinen Nuancen vom sanften Murmeln bis zum Tosen der Meeresbrandung die Stimmung des jeweiligen Spielers ausdrückt.

Kleines Schlagwerk: Zusammen schneller und langsamer, lauter und leiser werden, erst mit, dann ohne Dirigent.

So spielen, dass man auch die ganz leisen Instrumente immer wie der hört.

Zu einem Tanzlied bewegen sich alle frei durch den Raum. Auf ein Signal tanzt man paarweise weiter: es gilt, den Zunächststehenden als Partner zu akzeptieren. Was erstaunlich vielen schwerfällt.

Musik und schulisches Lernen

Die Formel würde heissen: das im Unterricht Gelernte von der Erlebnisseite her vertiefen, indem man den Schulstoff in Klänge und Bewegungen umsetzt.

Was aber ist hier im Grenzland der Schule, meilenweit vom nächsten offiziellen Lehrplan entfernt, überhaupt Schulstoff?

Mir scheint, es sei zunächst das Lernen selbst: wir lernen lernen. Unser Musizieren muss sich also danach ausrichten, einige *Vorbedingungen* schulischen Lernens trainieren zu helfen.

Dazu gehören die *Sozialisierungsübungen*.

Dazu gehört alles, was hilft, die Fähigkeit zur *Imitation* zu schulen. Denn wo das Lernen in Begriffen entfällt, ist es doppelt wichtig Vorgezeigtes nachahmen zu können. Musikalisch heisst das: Rhythmen nachklopfen, Melodien nachsingen, Bewegungen wie patschen, stampfen usw. nachmachen und aus diesen Einzelelementen schliesslich etwas längere Folgen kombinieren.

Musik kann auch dazu beitragen, dass das Kind sich *konzentrieren* lernt.

- Hinter einem hallenden Klang herhören, bis er ganz verklungen ist.
- Wer spielt am leisesten auf der Pauke?
- Miteinander ganz still sein.
- Wegschauen – hinhören: Welchen der beiden Triangel habe ich gespielt: den kleinen oder den grossen?
- Einen Ton weiterreichen.
- Verlängerung der Konzentrationsspanne durch additive Reihenlieder im Sinne von «Rucksackpacken».

Zu einem späteren Zeitpunkt geht es dann um die Benennung einfacher Dinge. Wie heissen die Teile unseres Körpers?, die Wochentage?, die Grundfarben? Man kann ihre Aufzählung mit einer eingängigen Melodie erfolgreich unterstützen. Hier sind vor allem *Lieder*

der angebracht. Sie machen auch häufige Wiederholungen erträglich. Wir sind ja oft gezwungen, dasselbe mit denselben Worten immer und immer zu wiederholen. Singend kann man das leichter: niemand stösst sich am immer gleichen Text eines Liedes. Wo nichts Passendes in den Liederbüchern zu finden ist, dichtet man selbst, verlangt wird kein Kunstwerk, sondern etwas, was zweckmässig ist. Schwierigkeiten macht dabei die Melodie.

Während man im Musikunterricht normaler Kinder oft davon ausgeht, dass einfache Lieder aus wenigen Tönen bestehen sollen (weil unsere Erstklässler sie dann auch auf der Flöte spielen, wo sie erst wenige Griffe beherrschen), ist das für unsere Behinderten durchaus nicht das Einprägsamste: die berühmtesten Zwei- und Dreitonlieder unserer Musikpädagogen klingen alle zum Verwechseln ähnlich. Ein prägnanter Sprung, ein Rhythmus, der schwierig zu notieren wäre, aber leicht ins Ohr geht, ist für uns geeigneter. Andererseits dürfen unsere Lieder sich nicht zu sehr vom gewohnten Kinderlied und seinen Formen unterscheiden. Geistige Behinderung macht keinen zum Avantgardisten. Wer soviel begreift, dass er sich mit anderen vergleichen kann, kennt meist keinen dringenderen Wunsch als den, sich bestehenden Normen anzupassen, dazuzugehören, Lieder zu singen, die denen gleichen, die die gesunden Geschwister in der Schule lernen. Wir müssen diesen Wunsch respektieren, auch wo er nicht formuliert werden kann, und auch da, wo wir unsere Behinderten gerade deswegen schätzen und lieben, weil sie anders, persönlicher, unverwechselbarer sind als andere.

Musik als tönende Kraft

Musik ist für uns in erster Linie Mittel zur Kommunikation, ausserdem ein Hilfsmittel für verschiedene Lernprozesse. Und doch ist sie dort, wo wir sie als Musik im üblichen Wortsinn als ein (improvisiert oder komponiert) Geformtes einsetzen, nicht nur ein Mittel, sondern etwas, was nach eigenen Gesetzen abrollt: gestaltete Zeit, tönende Mathematik, Ordnung. Indem wir diese Ordnung wahrnehmen, ordnet sich etwas in uns selbst. In einem Raum, dessen Eigengesetzlichkeit stimmt, fühlen wir uns wohl. Genau so ist es bei der Musik: fast unglaublich, wie unsere Behinderten mitten im fröhlichen Durcheinander unseres wöchentlichen offenen Singens auf einmal still werden können, wenn jemand für sie ein kurzes, ihnen gemässes (das heisst aber nicht: primitives) Musikstück auf einer Flöte oder Geige spielt. Was da geschieht, ist letztlich nicht zu erklären, denn die Wirkung dessen, was wir mit Stimmigkeit, richtigen Proportionen, Ausgewogenheit zwischen Mitteilung und Form oder einfach mit dem Sammelbegriff «Schönheit» zu umschreiben versuchen, bleibt ein Geheimnis.

Weil diese Wirkung aber offensichtlich vorhanden ist und verstärkt werden kann, ist es sinnvoll, unsere Behinderten auf Formales hinzuweisen. Freilich nicht mit Worten: Form kann auch durch den Körper erfasst werden. Zum Beispiel indem wir den gleichen musikalischen Wendungen immer auch gleiche Bewegungen zuordnen. Ein geistig Behinderter wird so eine Dreiteiligkeit, ein A-B-A, durchaus erleben können: als ein Weggehen, ein Erleben von Fremdem, eine Rückkehr.

Wo Ordnung wahrgenommen wird, kann auch Geräuschangst bewältigt werden. Ein als Höhepunkt eingesetzter und erwarteter,

weil gut vorbereiteter Donnerschlag auf einer Pauke braucht nicht zu erschrecken, er leuchtet ein, wird als schön empfunden.

Die für uns ergiebigste musikalische Form ist die *Rondoform*. Hier findet Wiedererkennen periodisch statt, sie bietet aber auch ein Optimum an Ausgewogenheit zwischen persönlichem Ausdruck und sozialer Anpassung. Das A-B-A-C-A-D-A gibt ebensoviel Sicherheit wie Information.

Der Rondoform entspricht beim Singen das Refrainlied, beim Bewegungsspiel das Kreisspiel. Bei Kreisspielen ist darauf zu achten, dass in den Zwischenteilen dem einzelnen Solisten auch wirklich Freiheit gegeben wird, dass er erfinden, improvisieren darf. Um so eher darf man verlangen, dass er sich nachher wieder in den Kreis einordnet, der seine Einzeldarbietung zugleich beschützt und begrenzt.

Neben dem Gegensatz zwischen sozialer Anpassung und individuellem Ausdruck ist auch der zwischen dem immer Gleichen und dem Variablen in der Erziehung geistig Behinderter von grösster Wichtigkeit. Einerseits sollen wir durch ständiges Wiederholen ihnen die nötige Sicherheit geben, andererseits sie durch neue Informationen, neue Gewohnheiten vor der Gefahr des Stur- und Starrwerdens bewahren. Immer wieder haben wir uns zu fragen, welche dieser beiden gegensätzlichen Aufgaben nun gerade vorrangig sei und wie wir sie überhaupt in ein richtiges (für diesen besonderen Behinderten in dieser besonderen Phase richtiges) Verhältnis zueinander bringen können. Im steten Wechsel der Rondoform ist dieses Problem wenigstens für die Dauer eines Lieds oder Musikstücks gelöst. Es ist uns wohl nicht zu verargen, wenn wir versuchen, diese Form nach Kräften zu dehnen und ganze Lektionen ja ganze Veranstaltungen, Weihnachtsfeiern, Theaterstücke nach diesem Prinzip zu gestalten, indem wir durch Wiederholungen Fixpunkte setzen und dazwischen vorsichtig Neues, Überraschendes bieten.

Schlussbemerkung

Über die Rolle der Musik in der Behindertenpädagogik wird, wenn überhaupt, meist nur sehr allgemein geschrieben. Das hier Notierte bezieht sich auf einen begrenzten Ausschnitt, nämlich auf den Teil, der durch meine Erfahrungen beim Musizieren mit geistig sehr schwer behinderten Menschen abgestützt wird. Darüber hinaus ist es als eine ganz persönliche Aussage zu werten. Dennoch ist das oft verwendete «wir» keine leere Floskel. Wo es steht, meint es *uns Erzieher*, und zwar ausdrücklich uns Erzieher aller Sparten, ob wir nun im Schul-, Werkstatt- oder Wohnbereich tätig sind. Musik für Behinderte gehört nicht nur in den Therapieraum eines Spezialisten. Sie wird erst sinnvoll, wenn sie eine Institution wie unseren Wagerenhof von allen Seiten her durchtönt. Gerda Bächli

**Was alle angeht,
können nur alle lösen!**

FRIEDRICH DÜRRENMATT